

ROBERT MERLE
PARIS IST EINE
MESSE WERT

ROMAN



ERSTES KAPITEL

Alles ist vergänglich, unsere Zeit, unsere Welt wie auch wir, und ein Glück nur, daß unseren Augen die Zukunft verborgen bleibt, denn kennten wir sie, erstickte sie unsere Freuden im Keim. In jenem unerhörten Moment, als Guise niederbrach und sein Tod den König und uns, die wir ihn liebten, von einer unerträglichen Last befreite – wären wir da nicht in tiefe Verzweiflung gestürzt, hätten wir vorausgesehen, welches Unheil ein knappes Jahr später unseren armen Herrn treffen sollte?

Ach, könnte ich wie ein Maler jenen Augenblick auf einer Leinwand festhalten, wie der Herzog von Guise, von Dolchstichen durchbohrt, so übergroß und blutig vor dem königlichen Bette lag! Und wie der König auf der Schwelle des Neuen Kabinetts verharnte und den Tod seines Feindes noch nicht fassen konnte, weshalb er mich ihn untersuchen hieß. Und als er nach dieser (in Wahrheit unnötigen) Untersuchung aus meinem Mund vernahm, daß der lothringische Fürst seine Seele wem auch immer anheimgegeben hatte, richtete er sich auf, und mit ruhigem, festem Blick und ohne den Ton anzuheben, aber mit einer Majestät, wie wir sie seit unserer Flucht aus dem aufständischen Paris weder in seinen Augen noch in seiner Haltung mehr gesehen hatten, sprach er einige wenige Worte.

»Der König von Paris ist tot«, sagte er. »Jetzt bin ich König von Frankreich und nicht mehr Gefangener und Sklave, wie ich es seit den Barrikaden war.«

Und dann gab der König mir einen Ring, den Beaulieu von Guises Finger gezogen hatte und der mit einem diamantenen Herzen besetzt war, und befahl mir, ihn Navarra zu überbringen, mit welchem er sich aussöhnen und seine Kräfte vereinigen wolle zum Kampf gegen die sogenannte Heilige Liga, denn er wußte, daß Guises Ende durchaus nicht das Ende der Liga war, im Gegenteil.

Indessen war es gar nicht leicht, aus dem Schloß hinauszugelangen, denn kaum hatten sich Guise und der Kardinal in je-

ner Frühe zur Ratssitzung eingefunden, waren Türen und Tore sämtlich versperrt und mit Wachen besetzt worden, damit die Falle hinter ihnen zuschnappte. Und obwohl Laugnac de Montpezat, Hauptmann der »Fünfundvierzig«, mir zur Eskorte La Bastide und Montseris mitgab, die sich straff in ihre Mäntel wickelten, um ihre mit dem Blut des Herzogs bespritzten Wämser zu verbergen, bedurfte es erst der Fürsprache des Herrn von Bellegarde, damit man mich durch ein kleines Ausfalltor an der hinteren Seite des Schlosses hinausließ. Von dort zogen wir in strömendem Regen und unter düster verhangenem Himmel in die eben erwachende Stadt Blois, die noch nichts von der Exekution des lothringischen Prinzen wußte. Doch nicht mehr für lange, denn schon kam unserem Trio ein starker Trupp Soldaten entgegen, die zwischen gesenkten Piken ein halbes Dutzend ligistische Gefangene zum Schloß hinauf führten, unter welchen ich den Präsidenten von Neuilly, der so dicht am Wasser gebaut hatte, den quittegelben La Chapelle-Marteau und den schönen Grafen von Brissac mit dem Schiefmaul erkannte, während ich zum Glück von ihnen nicht erkannt wurde, trug ich doch, wie gesagt, Haare und Bart schwarz gefärbt und das Barett der »Fünfundvierzig« tief in die Stirn gezogen.

Mochte diesen Erzligisten blühen, was wollte, dachte ich hundemüde, Gutes wünschte ich ihnen gewiß nicht, zu übel hatten sie meinem geliebten Herrn im Namen der Liga mitgespielt. Und kaum erreichte ich den Gasthof »Zu den zwei Tauben«, fiel ich, taub für die Fragen meines Miroul und ohne mir auch nur die Stiefel auszuziehen, auf mein Bett und schlief ein. Immerhin hatte ich zwei Tage sozusagen kein Auge zugetan, denn die Nacht mit Du Halde in der königlichen Garderobe war doch eher ein langes Wachen gewesen, weil Du Halde solche Angst hatte, die Stunde zu verpassen, zu welcher er den König wecken sollte.

Mir war, als hätte ich höchstens fünf Minuten geschlafen, als zwei Hände mich an den Schultern packten und rüttelten, die wiederum ich packte und in den Schraubstock meiner Finger schloß.

»Schockschwerenot!« schrie ich, »was ist los? Wer will mir ans Leder?«

»He, he, Herr! Laßt mich los!« hörte ich eine Stimme. »Ich

bin es doch, Margot, Eure Magd! Ich will Euch nichts Böses und bin unbewaffnet.«

»Unbewaffnet, Margot?« sagte ich, indem ich meine entzückten Augen aufschlug.

»Unbewaffnet, ja.«

»Wahrlich, Margot«, sagte ich lachend, indem ich sie an mich zog und ihren molligen Busen küßte, »unbewaffnet, sagst du? Und was ich hier küsse, wäre kein Angriff auf mein schwaches Herz?«

»Laßt gut sein, Herr, und beliebt mich loszulassen!« sagte Margot zornig. »Ich bin keine von den liederlichen Weibsbildern, die Monsieur de Montpezat jeden Montag seinen Gascognern spendiert.«

»Bist du etwa noch Jungfrau, Margot?« fragte ich.

»Das bin ich, Herr, und will es bleiben. Mögen mich die gebenedeite Jungfrau und alle Heiligen erhören!«

»Und mögen sie dich beschützen!« sagte ich, indem ich sie losließ. »Und nichts für ungut, Margot! Hier, nimm die zwei Sous zur Sühne für die geraubten Küsse, meine Hübsche. Weshalb hast du mich geweckt?«

»Im Wirtssaal ist ein Edelmann, der Euch sprechen möchte. Er sagt, er sei ein Freund Eures Herrn Vaters.«

»Wie sieht er aus?«

»Vornehm, ziemlich schön, soweit man es unter seinem großen Hut sehen kann, noch keine dreißig Jahre, denk ich.«

»Die Augen?«

»Blau, die Nase gerade, breite Backenknochen. Er hat Degen und Dolch und bestimmt eine Pistole unterm Cape. Seine Miene ist ein bißchen überheblich, und er sieht aus, als ob er sich nichts gefallen ließe, aber sonst ist er frank und frei, nicht geizig, nicht böse, ganz wie Ihr, Herr.«

»Das hast du schön gesagt, Margot! Und nun geh und bring mir den Fremden her.«

Was sie im Handumdrehen tat, und kaum war mein Besucher ins Zimmer getreten, kam er mir mit freundlichem Lächeln entgegen.

»Monsieur«, sagte der Baron von Rosny¹, indem er seinen Hut abnahm und eine hohe Stirn entblößte, auf welcher sich

1 Später von Henri Quatre zum Herzog von Sully erhoben. (Anm. d. Autors)

die blonden Haare trotz seiner Jugend schon lichteten, »ich kenne den Baron von Mespech besser als Euch. Aber da ich weiß, daß Ihr dem König ebenso treu dient wie ich dem König von Navarra, möchte ich Euch ein Anliegen vortragen, sofern Ihr mich anhören wollt.«

Worauf ich ihn höflich bat, sich zu setzen, und ihm versicherte, daß ich durch meinen Vater um seine großen Verdienste wisse und daß mein Herr und Gebieter Heinrich III. ihn, obwohl er bei Navarra war, hochschätzte als einen Mann, der sich zuoberst dem Wohl des Staates verpflichtet fühle.

Ich faßte dies in die Sprache des Louvre, die ja bekanntlich verlangt, alles zehnmal so umständlich auszudrücken, was sich auch kurz und knapp sagen läßt; und während ich redete, betrachtete ich ihn neugierig und fand, daß Margot recht hatte, wenn sie von seiner Überheblichkeit sprach. Nur daß sie, im Unterschied zu dem unerträglichen Dünkel des Herzogs von Epernon, der sich mit der Verachtung des ganzen Menschengeschlechts paarte, bei Monsieur de Rosny mit einer Art männlichen Geradheit und Gutmütigkeit einherging. Dem widersprachen weder seine schönen blauen Augen noch die hohe Stirn, noch die fröhlichen, breiten Backenknochen, noch auch der Genießermund. Er war, wie ich gehört hatte, ein bedeutender Kopf unter den Hugenotten und verstand sowohl im Kampf tüchtig auszuteilen als auch heikelste Unterhandlungen zu führen. Meine höfischen Komplimente schlappte er wie ein Kater süßen Rahm, hatte er doch eine so hohe Meinung von sich, daß ihn keine Übertreibung unverdient dünkte. Als ich ihn besser kennenlernte, begriff ich allerdings, daß Rosny, ganz anders als Epernon, der nach dem Tod unseres guten Herrn nur mehr sich selbst zu befördern und auf dem Ruin und Zerfall des Staates sein Glück zu gründen suchte, stets nur das eine Ziel hatte, das Königreich zu erhalten, die Franzosen zu einigen und für den allgemeinen Frieden zu wirken.

»Monsieur«, sagte er, als ich meine Rede beendet hatte, »dank Herrn von Rambouillet konnte ich den König sprechen, und er sagte mir, daß er sich insgeheim mit Navarra aussöhnen will, weil die Liga ihm im Nacken sitzt, und daß ich zu Navarra reisen und ihm seine Absicht unterbreiten soll. Nur einen Paß wollte er mir nicht geben, weil der Herzog von Nevers nichts davon erfahren soll, der zwar ein treuer Royalist, aber so von

Herzensgrund papistisch ist, daß er ein Bündnis Heinrichs III. mit einem Ketzer und Exkommunizierten strikt ablehnt. Und als Kommandeur der königlichen Armeen würde er mich glatt festnehmen lassen, entweder hier in Blois oder aber unterwegs.«

»Ha, Monsieur!« sagte ich, da mir endlich leuchtete, worauf er hinauswollte, »ist es nicht ein Jammer, daß der König einem treuen Diener mißtrauen muß, weil der Papst ständig seine Finger zwischen ihm und seinen Untertanen hat?«

»Ein Jammer, ja«, sagte Monsieur de Rosny und verstummte, indem er mich aus seinen scharfen blauen Augen fragend ansah. Offenbar wußte er schon, dachte ich – vielleicht durch Herrn von Rambouillet –, daß der König auch mich mit einem Friedensangebot und Guises Ring zu Navarra schickte.

»Monsieur de Rosny«, sagte ich lächelnd, »sofern der König einwilligt, bin ich gern bereit, Euch auf meinen Paß mitzunehmen, wenn ich im Auftrag meines Herrn zu Navarra reise. Meine einzige Bedingung ist, daß ich an Euren Gesprächen mit dem König von Navarra teilnehmen darf, schließlich doppelt sich Eure Gesandtschaft mit meiner, ohne sie indes aufzuheben.«

Ich sah, wie Rosny hierauf ein wenig zurückzuckte, denn natürlich wollte er allein den Ruhm einheimen, eine Einigung zwischen Navarra und dem König von Frankreich herbeigeführt zu haben.

»Monsieur«, fuhr ich deshalb fort, »ich weiß sehr wohl, daß Ihr in den vergangenen zwei Jahren mehr als jeder andere für die Verständigung der beiden Könige geleistet habt und bei dem Hin und Her zwischen den beiden Lagern mancherlei Gefahren bestehen mußtet. Darum will ich Euch die Palme, die Euch für den Erfolg Eurer Bemühungen gebührt, nicht im mindesten streitig machen. Obwohl zehn Jahre älter als Ihr, bin ich nur ein Zweitgeborener aus dem Périgord, den der König zum Baron zu machen geruhte, weil ich ihm in seinem geheimen Kampf gegen die Umtriebe der Liga einige kleine Dienste erwies. Was nun die jetzige Mission angeht, Monsieur, will ich unterwegs lediglich Euer Schutz sein und bei Navarra Euer Bürge für die Freundschaft meines Herrn, mehr nicht. Wenn die beiden Könige Waffenstillstand oder Frieden schließen, mögt Ihr der Mittler sein, und alle Ehre soll allein Euch zukommen.«

»Baron!« rief Rosny, indem er aufsprang und mit gebreiteten Armen auf mich zutrat, »das sind klare Worte. Mir ist, als hörte ich Euren Herrn Vater sprechen, den ich liebe und mehr schätze als alle anderen Diener meines Königs.« Damit faßte und drückte er meine Hände, doch ohne mich zu umarmen, wie ich es erwartete, doch Navarras Hugenotten gingen mit Umarmungen sparsamer um als unsere Herren bei Hofe. Und ganz bewegt, daß er in so liebevollen Worten von meinem Vater gesprochen hatte, wagte ich endlich nach seinem Ergehen zu fragen.

»Ha!« sagte er, »der Baron von Mespech ist ein Wunder der Natur! Mühen und Jahre gehen an ihm vorüber, ohne seine Lebenskraft zu schmälern. Er ist der erste beim Angriff und nach bestandenem Kampf der zweite beim Weib.«

»Und wer ist der erste?«

»Navarra, leider!«

»Leider?« fragte ich lachend. »Monsieur de Rosny, wollt Ihr, daß Euer König darbt?«

»Nein«, sagte Rosny ernst, »aber das kostet! Und unsere Finanzen sind nicht üppig.«

Das war bereits der ganze Rosny, wie ich seither oft dachte: ein Mann, der einer exzellenten Legierung der unterschiedlichsten Metalle glich; besonnen und äußerst sparsam mit den Staatsgeldern, während er sich selbst gern Luxus und Gepränge gönnte; zu gleicher Zeit der Hellsicht eines Greises fähig wie jugendlichen Ungestüms; ein verwegener Soldat und ein geduldiger Diplomat. Und daß es nun mehr seiner allerduldesten Geduld bedurfte, das sollte sich im Verlauf der Verhandlungen zwischen meinem Herrn und dem seinen zeigen, denn sie dauerten von diesem Dezemberende bis in den April. Und habe ich auch wenig Lust, dies im einzelnen zu erzählen – den glücklichen Ausgang kennt man ja –, will ich dir, Leser, doch einige unvergeßliche Höhepunkte schildern, wie sie mir bis heute im Gedächtnis lebendig sind.

Noch gab es weder Waffenstillstand noch Frieden zwischen den beiden Königen, und Navarra, der erfuhr, daß die königliche Armee damit zu tun hatte, die Ligisten abzudrängen, die Heinrich in Blois bedrohten, machte sich dies zunutze, das Poitou zu besetzen und die Stadt Châtellerault zu belagern. Und zufällig traf ich mit Rosny an demselben Tag in seinem Lager

ein, ihm die Friedensbotschaft seines Souveräns zu überbringen, als er dem König von Frankreich, dessen Erbe und Vasall er ja war, ebendiese Stadt genommen hatte.

Ich hatte Navarra seit Epernons Gesandtschaft in der Guyenne nicht mehr gesehen, doch schien er mir wenig verändert, nur an Bart und Haaren ergraut. Es waren noch immer dieselbe lange, gebogene Nase im langen Gesicht, dasselbe Kinn, das zur Nase aufstrebte, dieselbe ledrige, von Sonne und Wind gegerbte Haut, die hohe Stirn, der lebhaftige Blick, der spottlustige Mund, die entschlossene Gebärde des im Kampf und in allen athletischen Übungen erprobten Mannes. Groß war er nicht, und seine Beine wirkten für seinen Körper zu kurz, aber sie trugen ihn unermüdlich bei Marsch, Tanz und Spiel wie in der Schlacht, sie hielten ihn zwölf Stunden nacheinander im Sattel, wenn Pferd und Gefolge schon kaum mehr konnten. Danach tanzte er wie ausgelassen, jagte Hasen oder vögelte hinter einem Gebüsch, aß mit Knoblauch eingeriebenes Brot, trank, was der Becher hergab, schlief wenig und hatte so ungehobelte Manieren, wie sein Geist geschliffen war. Denn was politische Schläue anging, übertraf er, glaube ich, sogar noch meinen Herrn.

Als Rosny und ich zu ihm kamen, hielt er in seinem Zelt Mahlzeit. Châtellerauld hatte er noch nicht betreten, seine Offiziere handelten mit den Royalisten noch die Übergabe aus. Und obwohl vor seinem Tisch ein Schemel stand, setzte er sich nicht, sondern kaute im Stehen (wie Pferde, mit denen er das lange Gesicht gemeinsam hatte). Und das Fleisch führte er mit den Fingern zum Mund, denn was wußte er davon, daß man am Hof meines geliebten Herrn längst mit Gabeln speiste? Und offen gesagt, er trank so ungezügelt und schlang so große Bissen in sich hinein, daß Bart und Wams anzeigten, was er gegessen und getrunken hatte.

Nicht daß es sonderlich schade war um dieses verschlissene graue Wams, abgewetzt an Schultern und Ellbogen, was daher rührte, daß Navarra die ganzen letzten Jahre kaum aus dem Harnisch gekommen war. Und ich will nicht einmal beschwören, daß es nicht sein einziges Wams im Kriege war, denn ich sah ihn am nächsten Tag beim Schlagballspielen in einem zerrissenen Hemd, so wenig bekümmerte sich Henri um seine Kleidung, zumindest im Feldlager.

»Ha, Sire!« sagte Rosny, der trotz seiner hugenottischen Sparsamkeit sowohl für sich wie für seinen König auf Repräsentation hielt, »wie seht Ihr aus! Euer Wams ist ganz faden-scheinig.«

»Der Béarnaiser ist arm«, sagte Navarra mit vollem Mund, »aber aus gutem Haus.«

Womit er Rosny einen zwinkernden Blick zuwarf. Indessen hielt es ihn an keinem Fleck, hierhin und dorthin trabte er durchs Zelt, während er gierig seinen Kapaun malmte, und starrte von Zeit zu Zeit nach den Mauern von Châtellerault, in welchen die große Bresche klaffte, die seine Kartaunen geschlagen hatten – Kanonen wußte er so geschickt einzusetzen wie kein zweiter Feldherr in diesem Jahrhundert.

»Rosny«, sagte er, »was ist mit dem Übergang über die Loire, den ich vom König zu meiner Sicherheit verlangt habe, wenn ich ihn eines nahen Tages treffen soll? Gibt es darüber nun einen Vertrag?«

»Der König ist der Sache zugeneigt«, sagte Rosny. »Und ich habe mit Monsieur de Brigneux gesprochen, dem Gouverneur von Beaugency, einer kleinen, aber guten Stadt an der Loire, der mir versicherte, niemals würde er die Liga in seine Stadt lassen, aber sofort jeden, den Ihr ihm schicken wolltet.«

»Schön«, sagte Navarra.

Er legte das Gerippe des Kapauns in seinen zinnernen Napf und putzte sich die Finger an einer Serviette, die ein Page ihm reichte, dann nahm er einen langen Zug aus seinem Becher, stellte sich wiederum breitbeinig, eine Faust in der Hüfte, vor die Zeltöffnung, schaute nach Châtellerault und kratzte sich den Kopf.

»Was meint Ihr«, fuhr er fort, indem er uns seine lange Nase und seine scharfen Augen zuwandte und Rosny und mich anblickte, als erwarte er Antwort von uns beiden, »ob der König mir gut gesinnt ist und ehrlich mit mir verhandeln will?«

»Derzeit ja, das wißt Ihr doch, Sire«, sagte Rosny, »und müßt es nicht bezweifeln. Ihn zwingt die Not, gegen die Gefahren, die ihm drohen, hat er kein anderes Mittel als Euren Beistand.«

Da ich geschwiegen hatte, richtete Navarra seine klugen Augen auf mich und fragte in dem leutseligen Ton, der ihm unter den Edel Männern, die ihm dienten, so viele Freunde geschaffen hatte: »Und Ihr, Monsieur de Siorac, was meint Ihr?«

»Sire«, sagte ich, »es ist nicht nur die Not. Der König liebt Euch, er hat Euch immer geliebt, dessen könnt Ihr gewiß sein. Das sage ich Euch als sein Diener, Sire. Und ich sage es Euch in aller Ergebenheit und Loyalität als seinem designierten Thronfolger, und sage es auch als Hugenotte, der ›gezwungen geht‹.«

Über diese Redensart, die bedeutete, daß ich die Messe nur mit halbem Ohr hörte, lachte Navarra, aber nicht wie mein geliebter Herr, indem er kaum die Lippen öffnete und die Hand vor den Mund legte, sondern mit weit offenem Mund, die Hände in den Hüften, und mit schütterndem Bauch.

»Hast du das gehört, Roquelaure?« rief Navarra, an einen dicken, großen Edelmann mit krebsrotem Gesicht gewandt, der ihm, obwohl Katholik (aber ein sehr lauer), in aller Ergebenheit diente.

»Sire«, sagte Roquelaure, »ich habe Euch schon vor langem gesagt: Auch Ihr werdet Euch diesem Zwang für die Einigkeit und den Frieden des Volkes beugen müssen.«

»Das ich fürwahr innig liebe«, sagte der König von Navarra mit einem ernsten Blick auf Rosny, der unwillig die Stirn gerunzelt hatte, als Roquelaure in seiner freimütigen Art den Punkt der Bekehrung des Königs aufwarf.

Doch schon scherzte Navarra wieder.

»Roquelaure«, sagte er, indem er sich mit der Rechten auf den Bauch klopfte, »wie erklärst du es dir, daß ich immer einen Riesen hunger habe, seit der Papst mich exkommuniziert hat?«

»Das kommt, Sire«, sagte Roquelaure, »weil Ihr eßt wie ein Teufel!«

Worauf der König von Navarra und alle Anwesenden lachten, daß die Bäuche wackelten, obwohl sie diesen Spaß, wie ich erfuhr, schon hundertmal gehört hatten, denn er gefiel Navarra gar zu gut, und Roquelaure, der ihm das gleiche war wie der Narr Chicot meinem Herrn, mußte ihn immerfort wiederholen. Doch als ich dabei ein tief verschmitztes Blinken in Navarras Augen sah, begriff ich, daß er ein viel zu kluger Politiker war, um sich selbst jemals in verletzender Weise gegen den Papst zu äußern, mit dem er sich ja eines Tages auszusöhnen hoffte, hinwiederum aber ein diebisches Vergnügen darin fand, daß der Katholik Roquelaure den respektlosen Part übernahm und *urbi et orbi* kundtat, wie wenig der »Blitzstrahl der Exkommunikation« den hugenottischen Herrscher beeindruckte.

Diese Übertreibung – der Leser wird sich vielleicht erinnern – stammte von Navarras Onkel, dem Kardinal von Bourbon, den Chicot den großen Esel getauft hatte und der, obwohl vom jüngeren Zweig der Bourbonen, sich töricht vermaß, die Erbfolge Heinrichs III. antreten zu wollen, nur weil er Katholik war und sein Neffe ein Ketzer. Ein Anspruch, den sogar die ihn vertretenden Ligisten lächerlich fanden, zumal der alte Mann, der kaum Verstand genug hatte, ein Ei zu kochen, sich jetzt in Händen meines Herrn zu Tours befand, denn dieser hatte ihn nach der Exekution Guises und seines Bruders ergreifen und in einen goldenen Kerker sperren lassen. Nun war aber zum Unglück meines geliebten Gebieters Guises Bruder, der, noch schlimmer als Guise selbst, nach nichts wie Blut und Gemetzel gelehzt hatte, leider auch Kardinal gewesen, und wegen dessen Tötung drohte der Papst dem König von Frankreich nun mit Exkommunikation, was diesen, der bekanntlich sehr fromm war, schwer bedrückte und bitter schmerzte.

Als ich Navarra dies sagte, schüttelte er den Kopf.

»Bah!« sagte er achselzuckend, »da gibt es nur eins: die Liga schlagen! Stark muß man sein, dann zeigt sich, was an so einer Exkommunikation dran ist. Aber«, fuhr er fort, »meint Ihr wirklich, Monsieur de Siorac, daß der König mich liebt? Seid Ihr dessen so sicher?«

»Ohne jeden Zweifel, Sire! Alles, was von Seiten des Hofes gegen Euch unternommen wurde, geschah auf ligistische und guisardische Anstiftung und Erpressung hin, und auch dann nur so lässig wie möglich. Saht Ihr nicht selbst, Sire, daß der König nie eine Armee gegen Euch führte?«

»Und ich nicht gegen ihn«, sagte Navarra. »Nicht einmal nach meinem Sieg bei Coutras. Also, mir kann es nur recht sein, wenn der König mich liebt. Ich bin ihm auch gewogen. Er ist ein guter Fürst. Schlecht ist dieses Jahrhundert.«

Hierauf trabte er wieder ein paar Schritte, stellte sich vor die Zeltöffnung und blickte nach den Mauern von Châtellerault.

»Trotzdem«, sagte er, »ich weiß nicht, ob ich an den Hof gehen soll. Und, wenn ich denn ginge, in welcher Form ich dort leben sollte? Auf wen könnte ich bauen, wo so viele mir und meinem Glauben feind sind? Was meint Ihr dazu, meine Herren?«

Jeder der anwesenden Offiziere sagte dazu seinen Vers, der

eine dafür, der andere dagegen, allen hörte der König von Navarra aufmerksam zu, wobei seine flinken Augen vom einen zum anderen wanderten und schließlich an Rosny haften blieben, der bei all den Reden den Kopf geschüttelt hatte, ohne den Mund aufzutun.

»Monsieur de Rosny«, sagte Navarra, »was meint Ihr? Ihr sagt keinen Ton!«

»Sire, mir scheint, man mag Vorsichtsmaßregeln treffen, so viele man will – am Hof ist immer der König der Stärkere, wie es sich ja in Blois gezeigt hat. Wer also fürchtet, daß man etwas gegen ihn vorhat, soll nicht hingehen!«

»Zu bedenken ist es«, sagte Navarra. »Die Menschen sind, wie sie sind.«

»Andererseits, Sire, in einem Fall wie diesem«, fuhr Rosny fort, »muß man ohnehin vieles dem Zufall überlassen. Sonst geschieht nie etwas.«

»Richtig«, sagte Navarra. »Also, reden wir nicht mehr davon.«

Hierauf stellte er sich abermals vor die Zeltöffnung, die Augen nach Châtellerault gerichtet. Und wieder kratzte er sich den Kopf.

»Wenn der König ehrlich mit mir verhandeln will«, meinte er schließlich, »ist es vielleicht besser, ich nehme ihm keine Städte mehr weg. Die da bleibt die letzte.«

Das klang so treuherzig und zugleich so schalkhaft, daß alle lachten.

»Siorac«, sagte Monsieur de Rosny, nachdem Navarra uns beide beurlaubt hatte, »mein Page führt Euch zu Eurem Zelt. Ich wette, Ihr werdet nach unserem langen Ritt gerne ein wenig ruhen.«

Hierauf verließ er mich rasch mit einem freundschaftlichen Augenzwinkern, doch ohne Umarmung, ohne Kuß, und ich stand ziemlich enttäuscht, weil er mir keine Zeit gelassen hatte, zu fragen, in welchem der zahllosen Zelte ringsum ich wohl meinen Vater fände. Der Page aber sauste mir wie ein Pfeil voraus, und um ihn in dem großen Gemenge der in alle Richtungen strebenden Soldaten, Landsknechte, Schweizer und Edelleute nicht aus dem Auge zu verlieren, spudete ich mich, dem Burschen auf Wegen und Umwegen zu folgen.

»Hier ist es, Herr«, sagte der Schlingel, als ich ihn endlich

außer Atem einholte, worauf er auch schon verschwand wie ein Springteufel im Kasten.

Ich schlug die Bahnen des Zelttes auf, aber da ich ins Dunkel trat, sah ich die Hand vor Augen nicht. Dafür jedoch fühlte ich, wie zwei kräftige Arme mich umfaßten und ein rauher Bart sich an meiner Wange rieb.

»Sankt Antons Bauch!« schrie ich, »wer ist das?«

»Haha, mein Herr Sohn!« sagte eine wohlbekannte perigurdinische Stimme, »wer das ist, fragt Ihr? Wo bleibt die Stimme des Blutes?«

»Mein Vater! Mein Vater!« rief ich.

Mehr brachte ich nicht heraus, Tränen schossen mir in die Augen, und in meiner Kehle stockte ein dicker Kloß. Ha! dachte ich, wie gütig von Rosny, mich so zu überraschen! Er hat doch das Herz am rechten Fleck, daß er meines so gut erriet! Indessen gewöhnten sich meine Augen an das Halbdunkel, und als ich mich aus den Armen meines Vaters löste, konnte ich mit Freuden feststellen, wie wenig die fünf Jahre, die seit Epernons Gesandtschaft in die Guyenne verflossen waren, den Baron von Mespech verändert hatten. Er war derselbe kraftvolle und lebensfrische Edelmann wie je, ja, trotz seiner grauen Haare sah er sogar besser und jünger aus, seit er seine Herrschaft an François, meinen ältesten Bruder, übergeben, sein Los auf Navarras abenteuerliches Glück gestellt hatte und mit ihm Belagerungen, Märsche und Schlachten bestand. Als ich das sah, strahlte ich unter Tränen, und abermals fiel ich meinem Vater um den Hals, küßte wer weiß wie oft seinen rauhen Bart und klopfte ihm mit beiden Händen Schultern und Rücken.

»Ach, mein Vater! Mein Vater!« konnte ich nur immer wiederholen wie ein Papagei.

»Beim Ochsenhorn!« sagte Jean de Siorac, der sich diesen Fluch nach Sauveterres Tod brüderlich fromm zu eigen gemacht hatte, »habt Ihr durch das Leben unter höfischen Schwätzern die Sprache verloren, mein Herr Sohn, oder seid Ihr vom vielen Messehören stumm geworden?«

»Habt ein wenig Geduld, Vater!« sagte ich halb lachend, halb weinend. »Laßt mich nur erst in Fahrt kommen, dann hält kein Teufel meinen Redefluß auf!«

Vorher freilich mußte ich noch die Umarmungen des Riesen

Fröhlich über mich ergehen lassen, der mir in Dankbarkeit anhing, seit ich ihm in der Bartholomäusnacht das Leben gerettet hatte. Nun dient er dem Baron von Mespech, und zu seiner Freude wiederum in jener gelbroten Livree der königlichen Schweizer (gelb fürs Béarn, rot für Navarra), von der er sich vor siebzehn Jahren unter Tränen hatte trennen müssen, um mit Giacomi, Miroul und mir vor den Mördern zu flüchten, die uns am 24. August in Paris mit Gegröhl auf den Fersen waren.

Den eben erwähnten Miroul übrigens sah ich, während ich in Fröhlichs muskulösen Armen halb erstickte, still in einem Winkel des Zelttes damit beschäftigt, meine Sachen auf einem schmalen Feldbett auszubreiten.

»Holla, mein Herr Sekretär!« sagte ich, und der Zorn beflügelte meine Rede, »das nennst du ›mich vor dem königlichen Zelt erwarten‹, wie ich dich heißen hatte?«

»Das kam nur, Herr Baron«, sagte Miroul, und sein braunes Auge sprühte vor Freuden, während sein blaues ungerührt blieb, »weil Monsieur de Rosny mich ins Geheimnis zog, daß Euer Herr Vater hier im Lager ist, und mich ausschickte, ihn unverzüglich von Eurer Ankunft zu unterrichten.«

»Baron?« fragte Mespech voller Staunen, »hat Euch der König von Frankreich zum Baron gemacht?«

»Das hat er!« sagte ich stolz, denn vor niemandem auf der Welt, außer meiner Angelina, fühlte ich mich über diesen Titel so glücklich wie vor meinem Vater. »Ich hatte es Euch nur noch nicht geschrieben«, fuhr ich fort, »weil ich erst den Ernennungsbrief des Königs abwarten wollte. Aber jetzt ist es amtlich, und ich kann Euch sagen: Ich bin Baron von Siorac.«

Worauf mein Vater rot wurde vor Freude darüber, daß der bürgerliche Name Siorac, den ihm sein Vater, Apotheker zu Rouen, in Ehren vererbt hatte, in der Person seines Zweitgeborenen zu solcher Würde gelangt war.

»Fröhlich!« sagte mein Vater, »nun schneide uns tüchtig Brot und Schinken auf (beides war am Zeltmast aufgehängt, damit die Ratten nicht herankamen), und du, Miroul, entkorke mir zwei Flaschen. Beim Ochsenhorn, das muß gefeiert werden, so ein Titel und so ein Wiedersehen! Und Ihr, mein Herr Sohn, sagt mir nur erst, ehe Ihr mir Eure Heldentaten im Dienst des Königs erzählt: Wie geht es Eurem Bruder Samson und Catherine und Gertrude und Eurer Angelina und Quéribus, Giacomi,

Fogacer, kurzum allen, bis hin zum letzten Knecht von Montfort l' Amaury!«

Was ich tat. Fröhlich hatte in der Zeltmitte einen niedrigen, kleinen Tisch gedeckt, woran mein Vater und ich auf Schemeln Knie an Knie saßen und emsig kauten, und jeweils zwischen zwei Schlucken berichtete ich, und meine Worte ergossen sich wie ein Strom in die unersättlichen Ohren meines Vaters. Ach, Leser! Wie gut ich mich dieser Mahlzeit entsinne, die ja viel mehr war als Speis und Trank, nämlich ein Mahl der großen Liebe, die meinen Vater und mich verband! Ich brauche nur die Augen zu schließen, und schon sehe ich alles vor mir und höre um uns das riesige Feldlager brausen, all das Kommen und Gehen von Stiefeln und Hufen, das Geknatter der grauen Zeltbahnen, die Rufe der Schweizer auf deutsch, der Unseren auf französisch, der Gascogner auf okzitanisch, Pferde wieherten, Maultiere schrien, es war ein unaufhörliches Tohuwabohu, und da und dort sah man durch die Zeltöffnung Töpfe auf Dreifüßen brodeln, und der Rauch der Holzfeuerchen stieg bis ins Unabsehbare in den klaren Himmel.

Mein Vater, wie er mir da von Angesicht zu Angesicht gegenüber saß und mit seinen Augen an meinen hing, voller Begier, mich anzusehen und anzuhören, war in der Kinderzeit mein Held gewesen, er war mein Vorbild in der Jugend und wurde mir in reiferen Jahren zum Spiegel dessen, wie ich mir für mein künftiges Alter wünschte. Von seinen vier Kindern liebte er mich am meisten, weil ich ihm so ähnlich war. Und ich liebte ihn dafür, daß er mich mit dieser Ähnlichkeit beschenkt hatte. Er war ich, und ich war er, aber – und das war das Schönste dabei – um dreißig Jahre jünger. Gewiß hatte ich Onkel Sauveterre ob seiner hohen Tugenden verehrt, doch hätte ich ihn mehr geliebt, wären sie nicht ganz so hoch gewesen. Für den Onkel hießen Frauen nur Vergeudung und Untergang, und mich verschreckte die Härte, mit der er so die Hälfte des Menschengeschlechts von seiner Freundschaft ausschloß. Da waren Mespechs Unvollkommenheiten doch ermutigender. Er konnte keine Schönheit sehen, ohne daß es ihn danach gelüstete. Und nagte dies auch sehr an seinem hugenottischen Gewissen, so kam die Reue immer erst nach der Versuchung, zu spät, um ihn zu warnen, zu schwach, ihn von der Sünde abzuhalten. Und wenn ich meinen Vater so als Musterbild der stärk-

sten Tugenden und liebenswertesten Schwächen in einem betrachtete, konnte ich ihm nur den einen bitterlichen Vorwurf machen, daß er nach dem Naturgesetz vor mir sterben und mich in einer trostlosen Welt allein lassen würde.

»Und Euer lieber Bruder?« unterbrach er mich, weil ihm mein Redefluß noch immer nicht schnell genug erschien. »Ihr sagt gar nichts von Samson! Seid Ihr einander nicht mehr so gut wie früher?«

»Aber nein!«

»Wie geht es ihm? Lebt er immer noch zwischen seinen Phiolen und Büchsen? Führt er seine Apotheke gut? Was machen Gertrude und die Kinderchen? Beim Ochsenhorn! Der Bengel schreibt mir nie! Und Gertrude auch nicht!«

»Ihr wißt doch, Vater, daß er besser Arzneien mixen als Wörter reihen kann. Außerdem ...«

»Und Zara? Ist sie immer noch so schön und zauberisch? Wie ist ihr Streit mit Gertrude ausgegangen?«

»Der Bruch ist geheilt, und die beiden ...«

»Muß Zara nicht bald niederkommen? Und Eure Schwägerin Larissa? Ist die Ärmste immer noch kinderlos? Ist es nicht sonderbar, daß Eure Angelina so fruchtbar ist und ihre Zwillingsschwester steril wie der Feigenbaum in der Bibel? Und Catherine? Ihr sagt kein Wort von ihr? Beim Ochsenhorn! Ihr seid wohl mehr in ihren Mann, den höfischen Gecken, vernarrt?«

»Quéribus, Vater, hat das Herz auf dem rechten Fleck! Und was mein Schwesterchen Catherine angeht ...«

»Und der Waffenmeister Giacomi? Wie geht es dem *maestro*? Und warum ist er nicht bei Euch? Mir wäre wohler, wenn ich in diesen wirren Zeiten eine so feine Klinge an Eurer Seite wüßte.«

»Vater!« sagte ich schließlich lachend, »auf welche Eurer vielen Fragen soll ich zuerst antworten?«

»Ja, auf die erste, Monsieur!« sagte Jean de Siorac mit gespielterm Ärger über meine Respektlosigkeit. »Und vergeßt mir nicht den Fogacer! Ich entsinne mich noch, wie sehr es den guten Sauveterre beeindruckte, daß er, anstatt mit den Damen auf Puymartins Winterball zu tanzen, bei ihm in der Bibliothek von Mespech blieb.«

»Ja«, sagte ich, ohne mit einer Wimper zu zucken, »daß Fogacer ein Weiberheld wäre, kann man nicht behaupten.«

»Und was ist mit Eurer Freundin Alizon, mein Sohn?« fragte

Mespech augenzwinkernd, »Eurer kleinen Feuerfliege, wie Ihr sie nennt, die Euch eine so große Hilfe war zur Zeit der Barrikaden in Paris?«

»Ich habe sie lange nicht mehr gesehen«, sagte ich verlegen. »Nachdem die Montpensier mich trotz meiner Verkleidung erkannt hatte, war mir das Pariser Pflaster zu heiß geworden. Aber soll ich Euch nicht lieber von Samson erzählen, Vater, wie Ihr es zuerst wolltet?«

Was ich mit seiner Einwilligung tat, und Jean de Siorac ließ sich keines meiner Worte entgehen und verschlang mich mit seinen Augen, denn wer ein großes Herz hat wie er, der lebt nicht nur ein Leben, er lebt auch das seiner geliebten Nächsten mit, welches das eigene vervielfacht.

Rosny überließ mich diesen ganzen Tag meinen familiären Freuden, doch am folgenden Morgen sandte er mir seinen Page, mich zu wecken und abzuholen. Der kleine Schlingel, weizenblond und libellenfink, schien wie Hermes geflügelte Sandalen zu tragen, denn kaum war ich aus dem väterlichen Zelt getreten, entwischte er so geschwind, daß ich ihn ohne seine rotgelbe Livree sogleich aus den Augen verloren hätte. Und ich mußte dem hübschen Insekt wie toll hinterherjagen, das in dem leuchtenden Morgen von Zelt zu Zelt flatterte, bis es endlich an dem von Monsieur de Rosny anhielt.

Dieser empfing mich mit nachdenklicher Miene und fragendem Blick, und während er mich mit Schinken, Brot und Wein bewirtete, schwante mir nach den ersten gewechselten Worten, daß er mich um einen Dienst bitten wollte, sich aber nicht sicher war, ob ich dazu bereit wäre.

»Monsieur de Siorac«, begann er, »Ihr wißt, daß einige am Hof den Vertrag meines Herrn mit dem Euren äußerst unwillig sehen. Nevers, ein so getreuer Royalist er auch sei, ist dagegen, und der Legat Morosini bemüht sich sogar, ihn zu hintertreiben und den König dem Herzog von Mayenne anzunähern, womit er allerdings scheitern muß, weil es diesen selbst nach dem Thron gelüftet, kaum daß sein Bruder Guise tot ist. Aber das wißt Ihr alles, Monsieur de Siorac, und versteht, daß es aus diesen und anderen Gründen Widerstand gegen die Wahl des Ortes gibt, den Navarra vom König fordert, um die Loire sicher zu überqueren.«

»Was?« fragte ich verwundert, »ich glaubte, das sei längst beschlossene Sache und Monsieur de Brigneux habe sich bereit erklärt, Eurem Herrn die Stadt Beaugency zu überlassen?«

»Nun ja«, meinte Rosny, und über sein schönes, offenes Gesicht flog ein Schatten, »bei näherer Überlegung meinte Navarra, daß Beaugency allzu nahe an Orléans liegt, wo die Ligisten sich eingenistet haben wie die Made im Apfel. Es wäre für Mayenne ein Katzensprung, unsere Armeen zu überfallen.«

»Also nicht mehr Beaugency?« fragte ich erstaunt und begriff nicht, worauf Navarra denn hinauswollte, nachdem er die Pfote erst nach einer Stadt an der Loire ausgestreckt hatte, dann zurückwich, dann wieder danach langte und abermals verzichtete.

»Der König«, sagte Rosny, »schlägt Navarra jetzt Ponts de Cé vor, eine kleine Ortschaft an der Loire, zwei Meilen von Angers entfernt.«

»Dann ist es ja gut.«

»Nichts ist gut. Ponts de Cé ist ein dürftig befestigter Burgflecken. Und viel zu nahe bei Angers. Offen gestanden denke ich, zu dieser schlechten Wahl haben Navarras Feinde am Hof geraten.«

»Also lehnt Navarra ab.«

»Navarra kann gar nicht anders, als anzunehmen«, sagte Rosny, »sonst heißt es bei seinen Feinden am Hof, er sei wie Guise und fordere immer mehr, als man ihm geben will.«

Worauf ein Schweigen eintrat, das ich getrost bestehen ließ, denn ich kannte meinen Mann und spürte, er würde, auch ohne daß ich fragte, die Katze aus dem Sack lassen. Und Rosny, der spürte, daß ich dies spürte, lachte plötzlich.

»Siorac«, sagte er, »verstehe ich recht, daß Ihr mich fragt, was Navarra nun will?«

»Ihr versteht mich recht«, erwiderte ich lachend. »Was will er?«

»Saumur«, sagte Rosny, ohne mit einer Wimper zu zucken.

»Hoho!« rief ich, »das ist ein Brocken! Diese Stadt wird der König nicht hergeben wollen, weil ihm dann im Zentrum nur noch Tours, Blois und Beaugency bleiben. Immerhin hat Matignon ihm Orléans zurückgewonnen, d'Ornano die Dauphiné und Epéron Angoulême, aber das sind die traurigen Reste eines großen Reiches. Alles übrige beherrscht die Liga.«

»Worauf es ankommt«, sagte Rosny ernst, »in der gefährlichen Lage, in der sich der König von Frankreich befindet, ist doch nicht, wie viele Städte er noch hat, sondern wie stark er sie gegen Mayenne halten kann. Wenn Navarra Saumur besetzen würde, eine gut befestigte Stadt an der Loire, wäre er nur siebzehn Meilen von Tours entfernt, wo sich der König aufhält, das heißt, seine Armee könnte dem König schnell Hilfe leisten.«

»Ein guter Gedanke«, sagte ich nach kurzer Überlegung. »Ihr wollt also, daß ich zum König gehe und ihn bitte, Navarra Saumur zu geben?«

»Ha! Bewahre, nein!« rief Rosny und riß die Arme hoch. »Das hieße, unseren Feinden am Hof in die Hände zu spielen und das Mißtrauen des Königs zu erregen, der wegen all der erlittenen Rückschläge schon argwöhnisch genug ist.«

»Was dann?«

»List gebrauchen«, sagte Rosny.

Und nun setzte er mir Navarras Plan auseinander. Und um den zu verstehen, müssen Sie, schöne Leserin, wissen, daß die Großen des Reiches es sich in diesen wirren Zeiten angewöhnt hatten, vom König Geld zu verlangen, wenn er eine Stadt, die er ihnen anvertraut hatte, zurückhaben wollte: ein Mißbrauch, den die Güte und übergroße Freigebigkeit des Königs zunächst zugelassen hatte und der sich infolge der Schwäche seiner Armeen dann immer fortsetzte. Wenn also der König über sein Eigentum neu verfügen wollte, war er gezwungen, es zurückzukaufen.

Das wußte Navarra und sandte drei Emissäre aus: einen zum König, um ihm zu sagen, daß er Ponts de Cé in aller Dankbarkeit und Ergebung annehme; den zweiten zu Cossein, der in Ponts de Cé befehligte, um ihm einzureden, er solle vom König einen sehr hohen Preis fordern, den ihm dieser in seiner überaus kritischen Lage nicht abschlagen könne. Den dritten – und zwar keinen anderen als mich – zu Lessart, der in Saumur das Sagen hatte, um ihm zu raten, er möge von Heinrich III. eine nur bescheidene Summe verlangen, weil die königlichen Kassen leer seien, dafür zahle ihm Navarra sofort viertausend Ecus.

Dieser gewiefte Plan gelang aufs beste. Cossein, der größte Raffhals der Schöpfung, verlangte für Ponts de Cé hunderttausend Ecus, der König konnte sie nicht bezahlen, weil er sie

nicht hatte, und bedauerte, Navarra nicht zufriedenstellen zu können. Da traf ein Sendschreiben von Lessart ein, der ihm Saumur für sechstausend Ecus anbot. Der Preis war so bescheiden, daß Heinrich III. annahm.

Der gierige Cossein blieb auf seinem lausigen Ponts de Cé sitzen. Lessart kassierte mit der Rechten und der Linken. Der König war froh, billig davonzukommen. Und Navarra erhielt Saumur.

Und Sie, schöne Leserin, die Sie wohl staunen werden, daß Männer, die Ihr liebenswertes Geschlecht nur zu gerne beschuldigen, listig, hinterhältig und verschlagen zu sein, bei einer Gelegenheit wie dieser zeigten, zu welchen Ausgefuchstheiten sie imstande waren, wundern sich vielleicht auch, daß ich, der ich meinem König so ergeben diente, mich Navarras schlauem Plan zur Verfügung stellte. Ja, schöne Leserin, ich war völlig damit einverstanden, aus ganzem Herzen und auch im Interesse meines geliebten Herrn. Seine Armee war nämlich nicht so stark und gut befehligt wie die von Navarra, und wie Rosny gesagt hatte, konnte diese von Saumur aus Heinrich III. in Tours im Nu zu Hilfe eilen, sollte Mayenne sich seiner königlichen Person bemächtigen wollen, um seinen Bruder zu rächen, wozu er, glaube ich, große Lust hatte, weil das ligistische Orléans so nahe lag – und was er tatsächlich versuchte.

Am 30. April 1589, als der Vertrag zwischen den beiden Königen geschlossen war und Navarra, weil er Mayenne auf den Zahn fühlen wollte, sich in der Nähe von Tours herumtrieb, erhielt er vom König die Botschaft, Frieden und Vertrag genügten nicht, sie müßten sich treffen, um ihre Pläne abzustimmen, und er bitte ihn, sich zur Brücke von La Motte an der Loire zu begeben, dort fände er den Marschall von Aumont, der ihm den Ort der Zusammenkunft nennen würde.

Navarra kam also um ein Uhr mittags zu besagter Brücke und hörte von dem Marschall, daß Seine Majestät und der ganze Hof ihn in Plessis-les-Tours erwarteten und daß er von Tours Schiffe hergeführt habe, damit Navarras Adel und seine Garden übers Wasser fahren könnten, das Gros seiner Truppen aber müsse am rechten Ufer bleiben. Hierauf grüßte Aumont, ein Soldat von altem Schrot und Korn, der seinen Befehl mit knappem Wort erfüllte, verneigte sich vor Navarra und ging.

Navarra war sprachlos, und einige seines Gefolges wurden mißtrauisch, denn tatsächlich war Schloß Plessis-les-Tours vom rechten Ufer aus nur zu Schiff zu erreichen, weil es auf einer Art Insel im Zusammenfluß von Loire und Cher liegt, die dort den sehr spitzen Winkel eines Dreiecks bilden, dessen Grundlinie obendrein von dem Bach Saint-Anne¹ geschnitten wird.

Noch zwei Meilen von den Schiffen entfernt, die Aumont uns versprochen hatte, saß Navarra mit gefurchter Stirn auf einer kleinen Wiese ab, wo eine Mühle stand, und rief uns zu sich, Rosny und mich. Was wir von der Falle hielten, fragte er, in die wir uns da zu Plessis-les-Tours begeben würden, vom Gros der Truppen durch die Loire, den Cher und den Bach Saint-Anne getrennt und überdies auf einer Art Insel, wo uns eine Übermacht auflauern und jählings überfallen könnte.

»Ha, Sire!« sagte ich, »das walte Gott, daß der König nicht auf Verrat gegen Euch sinnt! Zwischen der Liga und ihm stehen das Blut der Guisarden und ein unversöhnlicher Haß. Ihr, Sire, seid sein alleiniger Freund und sein einziger Beistand!«

Navarra wiegte den Kopf, indem er seinen durchdringenden Blick auf mich richtete, und ich glaube, daß ihn die unbedingte Gewißheit, die er in meinen Augen las, befriedigte. Dann wandte er sich an Rosny, der mit der Miene überlegener Weisheit schwieg, ließ er sich doch, wie ich öfter beobachten konnte, zu gern von seinem Herrn erst bitten, mit seiner Meinung herauszurücken.

»Nun, Monsieur de Rosny, was sagt Ihr?«

»Sire«, versetzte Rosny, »ich sagte es schon, in solchen Dingen muß man vieles auf den Zufall setzen. Aber ...«

»Aber?« fragte Navarra, der seinen Rosny kannte und ihn bat, weil er gebeten werden wollte.

»Sire, mehr wollte ich nicht sagen. Nur ...«

»Nur?« fragte Navarra mit Engelsgeduld.

»Nur ... wenn Eure Majestät Zweifel hegt, könntet Ihr zuerst den Adel übersetzen lassen, damit die Herren die Lage inspizieren, und dann mit den Garden auf den zurückkehrenden Schiffen überfahren.«

»Gut, Monsieur de Rosny«, sagte Navarra. »Das werde ich tun.«

¹ Heute gibt es von diesem Flößchen keine Spur mehr. (Anm. d. Autors)

Er tat es aber nicht. Vielmehr befahl er Hauptmann Vignelles, mit einem Teil der Garden und des Adels überzusetzen und besagte Garden in der Nähe des Schlosses und der Brücke über den Saint-Anne aufzubauen, dann sollte er zurückkommen und ihm berichten, wie die Dinge stünden, worauf er selbst mit den übrigen folgen würde. Obwohl die Schiffer sehr geschickte Leute waren, wie ich sah, verschlang dieses Hin und Her viel Zeit, während Navarra stumm am Ufer auf und ab trabte und, immer wieder an seinen Nägeln kauend, hinüber nach dem anderen Ufer startete.

Endlich kam Vignelles zurück und meldete, er habe das Schloß leer gefunden und die Brücke über den Saint-Anne unbewacht, weshalb er dort die Garden postiert habe. Der König und seine Herren weilten im Minimenkloster am anderen Ende des Parks zur Andacht, und von königlichen Bogenschützen sei nirgends eine Spur zu sehen. Worauf Navarra, im stillen sicherlich erleichtert, aber ohne ein Lächeln, ohne ein Wort an Bord ging.

In Navarras Gefolge betrachtete ich Schloß Plessis-les-Tours, und ich verstand, weshalb Ludwig XI., der ein sehr mißtrauischer König gewesen war und Überraschungen fürchtete, dort so gern wohnte: Das Schloß lag, wie gesagt, auf einer Art Insel, und als hätten Loire, Cher und Saint-Anne zu seiner Verteidigung nicht ausgereicht, war es obendrein noch von Gräben umschlossen. Gewiß hätte man die Backsteinmauern, mit weißem Haustein um Türen und Fenster, leicht zusammenschießen können, aber wie schwer hätte es gehalten, Kanonen übers Wasser zu bringen, die überdies zu Zeiten Ludwigs XI. noch nicht so schlagkräftig waren wie heute.

Obwohl das Gebäude für mein Gefühl nicht so schön gelegen war wie Mespech, von wo man die Berge und Schluchten des Périgord überschaute, war es doch ein hübsches Landhaus, mit einem großen, sicherlich wildreichen Park und mit schönen Obstgärten ringsum, und es leuchtete mir ein, daß ein »in Worten und Kleidern bescheidener« König wie Ludwig XI. sich hier, im milden Licht der Loire, wohl befand.

Mein Herr hingegen, der Städte zum Leben bevorzugte, besonders sein undankbares Paris, hatte sich lieber in einem schönen Palast in Tours einquartiert, wo er seine gewohnten Bequemlichkeiten fand.

Hauptmann Vignelles, der das Schloß auf Navarras Befehl hatte »erkunden« sollen und bis auf einen altersschwachen Majordomus leer gefunden hatte, war nicht zimperlich gewesen und hatte es kurzerhand besetzt: das Eingangstor im Norden samt einer von zwei Türmen bewachten Zugbrücke, den großen fünfeckigen Turm im Westen, von dem man über eine Treppe zum Schlafgemach Ludwigs XI. gelangte, und seine Schweizer hatte er im Ehrenhof vor dem königlichen Wohnhaus verteilt, das beiderseits von einem rechtwinkligen Flügel flankiert wurde.

»Sankt Grises Bauch, Vignelles!« sagte Navarra belustigt zu seinem Hauptmann, als der, den Majordomus im Schlepptau, ihm Meldung erstattete, »dachtest du, du bist in Feindesland, daß du das Schloß des Königs besetzt hast?«

»Sire«, sagte Vignelles, ein schöner, fuchsroter Offizier, der aus einfältigen blauen Augen schaute und stramm stand wie ein Holzsoldat, »ich habe für Eure Sicherheit gesorgt.«

»Das hast du gut gemacht, Vignelles«, sagte Navarra leise, »auch«, setzte er lauter hinzu, indem er ihn anblinzte, »wenn deine Anordnungen dem König mißfallen werden und ich dich werde anweisen müssen, sie aufzuheben.«

»Zu Befehl, Sire«, sagte Vignelles, viel zu glücklich, mit seinem Herrn unter einer Decke zu stecken, als daß ihn die Aussicht auf den öffentlichen Tadel schreckte.

»Bist du der Majordomus von Plessis?« fragte Navarra den alten Mann, der Vignelles atemlos hinterhergehumpelt kam.

»Jawohl, Monseigneur«, sagte der Alte.

»Was heißt hier Monseigneur?« sagte Vignelles entrüstet. »Weißt du nicht, daß du zum König von Navarra sprichst?«

»Jawohl, Sire!« sagte der Majordomus, indem er die Augen aufriß und sich mit entsetzter Miene bekreuzigte.

»Warum bekreuzigst du dich, mein Guter?« fragte Navarra.

»Mit Verlaub, Sire, weil Ihr von unserem Heiligen Vater, dem Papst, exkommuniziert worden seid.«

»Dein Herr auch«, sagte Navarra, »oder doch bald.«

»Aber mein Herr Heinrich III. ist Katholik!« meinte der Majordomus.

»Hast du gehört, Roquelaure?« sagte Navarra. »Ein exkommunizierter Katholik ist nicht so teuflisch wie ein exkommunizierter Hugenott.«